

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Dreizehn Jahre / Das Gefecht bei Kotowice / Erde /
Nachtwache / Die leere Hülse / Die leeren Hülsen /
Urlaubsgedanken / Wozu?

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS NEBELHORN

NR. 15

1. AUGUST 1927

I. JAHR

DREIZEHN JAHRE

sind es in diesen Tagen, seit die große Zeit über uns hereingebrochen ist, der wir das meiste von dem, was wir heute sind und nicht haben, verdanken, so daß es nur ein Akt der Dankbarkeit ist, wenn ich dieses Heft der Erinnerung an sie weihe. Der ungeheuren Vielseitigkeit ihrer Erscheinungsformen konnte ich allerdings auf dem beschränkten Raume, der mir hier zur Verfügung steht, nicht gerecht werden. Ich mußte mich auf den Versuch beschränken, jene wenigen Züge ins Gedächtnis zu rufen, die heute schon wieder schüchtern als Lockmittel und zur Präparierung der Menschheit für eine neue, noch viel größere Zeit verwendet zu werden beginnen: Die Mär, daß, bedroht von der Aussicht im Weigerungsfalle aufgehängt zu werden, Mannesmut und Heldentum dazu gehöre, hinter Leithammeln ins Feuer zu rennen und Glück und Leben für den strategischen Gehirnfurz eines gerade heldenhaft gelaunten Generalshosenträgers hinzugeben; die Sage, daß es süß sei fürs Vaterland zu sterben,

was bekanntlich alle, die es getan, nach ihrem Tode ausdrücklich bestätigt haben. Die zahllosen anderen Reize jener Zeit aber, in der es keine Parteien, sondern nur noch Deutsche gab, konnten hier einer Zeit, in der es nur noch Parteien und keine Deutschen mehr gibt, nicht zur Betrachtung vorgeführt werden. Wer jedoch nicht vergessen will und wen nicht schon die Stelzfüße der auf das Pflaster gesetzten und daher logischerweise auf dem Pflaster sitzenden und bettelnden Invaliden an das erinnern, was einst versprochen wurde und heute gehalten wird, dem seien zwei Bücher empfohlen, in denen in Wort und Bild der Krieg so wie er war, beschlossen liegt. Es sind dies „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus und das Bilderbuch des Berliner Anarchisten Ernst Friedrich „Krieg dem Kriege“ (Verlag „Freie Jugend“, Berlin C 2, Parochialstrasse 29, in Oesterreich zu beziehen durch die Buchhandlung J. Cerny, Wien, XVI., Liebhardtgasse Nr. 46), das neben Augenblicksaufnahmen des Stahlbadebetriebes von allen Seiten auch Bilder jener Opfer bringt, die, oft schon kurz nach Kriegsausbruch verwundet, heute noch in großer Zahl in abgelegenen Spitälern von der 49. der 50. Operation entgegensehen und vor den Blicken kampfesfreudiger Patrioten, die nach Revanche schreien und keineswegs für den Frieden um jeden Preis sind, streng verbor-

gen gehalten werden. So zum Beispiel dieses Konterfei eines am 20. Mai 1915 durch einen Granatsplitter verwundeten und noch heute in Behandlung befindlichen deutschen Unteroffiziers:



DAS GEFECHT BEI KOTOWICE

Nachdem die Schlacht bei Lemberg hauptsächlich deshalb verloren worden war, weil der Kommandant der III. österreichischen Armee, General der Kavallerie von Brudermann, den Meldungen seiner Reiter über die Stärke der anrückenden Russen mehr Glauben geschenkt hatte, als den Berichten der Flieger, deren Apparate er für ein neu-modisches Teufelsgspül hielt, gegen das eine ehrliche Reiterseele nur tiefstes Mißtrauen hegen konnte, floh die ganze österreichische Streitmacht durch das von den herbstlichen Regengüssen grundlos gewordene galizische Ackerland bis in die Gegend zwischen Tarnow und Krakau und verlor dabei einen großen Teil ihres Bestandes. Da sich aber seit der mit tausenden von Menschenopfern versuchten Forcierung der Eroberung Belgrads zur Kaisergeburtstagsfeier am 18. August 1914 bei den Führern der Brauch herausgebildet hatte, die Armee ohne Rücksicht auf Stärke und taktische Lage als ein Instrument zu betrachten, mit dem man dem Kaiser zu seinen Familienfesten freudige Ueberraschungen bereiten konnte, — natürlich in der Hoffnung, hinterher auch welche in Gestalt von Orden zu erleben — wurde der neuerliche Vormarsch gegen die Russen, die man in der Eile des Fliehens von den Fersen verloren hatte, für den 4. Oktober festgesetzt. Der 4. Oktober aber war der Namenstag jenes Kaisers, der bekanntlich alles bedacht und erwogen hatte, und jetzt „draußen im Schönbrunnerpark“ als „alter Herr, sorgenschwer“ saß und sich von einem

Operettenlieder auffordern lassen mußte, „sich a bisserl Zeit zum Ruh'n“ zu lassen. Dieser Vormarsch, den ich als „Kadettaspirant“ und Kommandant einer Munitionskolonne bei der hauptsächlich aus Wien rekrutierten 25. Division mitmachte, endete bereits einige Tage später am San und ging in einen Stellungskrieg über. Die Truppen gruben sich ein und wurden nur ab und zu zu sinnlosen „Sonderaktionen“ verwendet, die den einzigen Zweck hatten, die Kommandos vor dem Vorwurf der Untätigkeit zu schützen. Bei den Kommandos selbst aber wurde es sehr gemütlich und da ich vom Kommandanten unseres Munitionsparkes oft abends um die sogenannte Abfertigung zum Kommando der 25. Division nach Giedlarowa am San geschickt wurde und dort häufig nach dem gemeinsamen Abendessen noch bis 2 Uhr nachts auf die Befehlsausgabe für den nächsten Tag warten mußte, hatte ich Gelegenheit, diese Gemütlichkeit aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich war Zeuge, wie im Hinblick auf den unfähigen Stabsarzt der Division die Worte „Ave, Stabsarzt, morituri te salutant“ vom Generalstabschef Oberstleutnant Heller unter dem schallenden Gelächter der Anwesenden mit der Meldung „Herr Stabsarzt, die Marodenvisite ist gestellt!“ übersetzt wurden und ich hörte mit eigenen Ohren, wie der Kommandant der Division, Erzherzog Peter Ferdinand mit dem ihm zugeteilten Bruder der späteren Kaiserin Zita, dem Prinzen Elias von Parma, wette, ob bei einem vierzehnjährigen ruthenischen Knaben, der am nächsten Tage wegen Spionage gehängt werden sollte, trotz seiner sexuellen Unreife bei der Hinrichtung schon eine „ejaculatio seminis“, wie man sich gelehrt ausdrückte, eintreten werde oder nicht. Die Herrlichkeit dieses von so lockeren Scherzen erfüllten Lebens dauerte aber nicht lange. Am 1. November 1914 abends erhielt der Munitionspark den Befehl zum sofortigen Abmarsch, ich aber

wurde gleichzeitig zur Batterie 1 des Feldkanonenregimentes 6 versetzt. Und während die Munitionskolonnen im Dunkel der Nacht eiligst nach rückwärts verschwanden, ritt ich feindwärts nach Trynca am San, wo sich die Batterie, der ich zugeteilt worden war, in Stellung befand.

Mein Empfang bei der Batterie war sehr kühl, da ich eine unvorschriftsmäßige Kappe und einen während des Rückzuges von Lemberg gekauften „Zivilistenpelz“ trug, was dem auf Eleganz im Kriege erpichten Batteriekommandanten nicht paßte. Und man kümmerte sich umsoweniger um mich, als schon am nächsten Tage, während die hinteren Formationen alle zurückgingen, vom Kommandanten der Nachbardivision, der es auf den Maria Theresienorden abgesehen hatte, — ich glaube, es war Feldmarschalleutnant Kritek — eine Ueberschreitung des Sanflusses befohlen wurde, bei dem auch meine Batterie flankierend mitzuwirken berufen war. Der Versuch des Divisionärs, durch Opferung von „Mann und Material“ den höchsten Orden zu verdienen, mißlang und hatte den Tod vieler hundert Soldaten durch Ertrinken und Erschießen zur Folge, während zwischen den hin- und herschießenden Batterien wie zur Illustrierung des Irrsinns ruthenische Weiber und Kinder, unbekümmert um den Lärm, auf ihren Feldern nach den letzten Kartoffeln gruben, so daß man, durch das Fernrohr sehend, oft nicht wußte, ob das Aufblitzen, das man erblickte, von den Schüssen einer russischen Batterie herrührte oder von den hochgeschwungenen Kartoffelhauen, die in der milden Novembersonne blinkten.

Am 4. November endlich, genau einen Monat nach dem Namenstag des guten alten Herrn im Schönbrunnerpark, erhielten auch die Fronttruppen den Befehl zum Rückzug. Nach einem Marsch von vier Tagen und fünf schlaflosen Nächten trafen wir mit der Batterie in Tarnow ein, wo wir sofort in die

Viehwagen der Eisenbahn verladen wurden, die im Kriege zum Transport von Helden dienten. Ohne zu wissen, wohin es gehe, fuhren, standen und froren wir endlos fürs Vaterland und wurden schließlich in Strzemieszyce in Russich-Polen ausgeladen. Wir standen nun mit unserer Division anschließend an den südlichen Flügel der deutschen Armee, die sich von Warschau bis an die schlesische Grenze zurückgezogen und alle Fühlung mit den verfolgenden Russen verloren hatte. Man wartete einige Tage auf die Russen; da sie aber durchaus nicht kommen wollten, beschloß man, ihnen entgegenzumarschieren, um den uns durch unser Ultimatum an Serbien frevelhaft aufgezwungenen Verteidigungskrieg nicht ganz einschlafen zu lassen. Wir marschierten in der bekannten Schulter-an-Schulterstellung mit den Deutschen mit. Nach ungefähr viertägigem langsamem Marsche waren wir in Mrzyglod an der Bahnlinie Krakau—Czenstochau, aber von den Russen war noch immer nichts zu sehen. Da wir scheinbar gerade auf einer strategisch günstigen Linie standen, wurde beschlossen, hier den Feind zu erwarten. Wir überschritten die Bahnlinie und besetzten die Höhen ca. 5 km nordöstlich der Ortschaft. Die Infanterie grub am feindwärtigen Hange des kahlen Rückens Schützengräben und unsere Batterie bezog knapp hinter dem Kamm eine verdeckte Stellung bei Kote 399. Vor diesen freiwillig gewählten Stellungen floß im Tale unten ein kleiner versumpfter Bach. Hinter ihm, auf der halben Höhe der nächsten Bodenwelle, ungefähr 3—4 km von uns entfernt, lag das Dorf Kotowice. Wir hätten natürlich, da ein Gegner nicht vorhanden war, unsere Linie auch hinter dieses Dorf auf die nächste Höhe verlegen können, aber wir taten es nicht. In Kotowice befand sich lediglich ein vorgeschobener deutscher Posten, der den Auftrag hatte, das Nahen der Russen zu melden und sich dann unter freiwilliger

Preisgabe der Ortschaft auf die befestigte Hauptlinie zurückzuziehen. So warteten wir zwei Tage, unsere Stellung immer mehr ausbauend, auf den Feind. Wir gingen bei Tag vor unserer künftigen Front spazieren, besuchten den deutschen Posten in Kotowice oder wir ließen uns in Gora Wlodowska, einer kleinen Ortschaft, die zwischen unserer Stellung und Kotowice im Tale unten lag, bei einem Polen, der diese Kunst verstand, die Haare schneiden. Abends aber verließ die Batterie ihre Stellung und marschierte in die 4 km südöstlich von uns gelegene Ortschaft Wlodowice, da man die Pferde über Nacht nicht unnötig im Freien stehen lassen wollte. Als wir aber am Morgen des dritten Tages wieder in unsere Stellung kamen, waren die Russen da. Kotowice, das befehlsgemäß in der Nacht vom deutschen Hauptposten geräumt worden war, wimmelte von ihnen. Ein wütendes Feuer aller unserer Batterien begann. Die Russen flüchteten in die Kartoffelkeller der Häuser und Kotowice begann zu brennen. Aber obwohl es fast den ganzen Tag über brannte, wurde weder von unserer noch von der deutschen Infanterie links von uns etwas unternommen.

Am nächsten Morgen waren die Russen am vorderen Ortsrande bereits bis über die Ohren eingegraben und hatten ihre Artillerie hinter der Höhe von Kotowice in Stellung gebracht. Der Tag verging mit zwecklosem Umherschießen. Die Infanterie rührte sich nicht. Tags darauf aber hatten die Russen schon dreifache Drahtverhaue vor ihren nun vollkommen befestigten Stellungen. Wir richteten uns angesichts dieses Umstandes in der Erdhöhle, in der wir hausten, schon für einen längeren Stellungskrieg ein. als mittags — es war ein trüber Novembertag und es begann eben leise zu schneien — der Befehl kam: Sturm auf Kotowice!

Wir waren fassungslos. Vor drei Tagen noch hätten wir unbehindert die Ortschaft besetzen können, vorgestern noch wäre es ein leichtes gewesen, in die brennende Ortschaft einzudringen, heute aber war es, wenn überhaupt, offenbar nur mit den schwersten Verlusten möglich. Und vor allem sinnlos, sinnlos und zwecklos. Aber wir hatten keine Zeit zu Erörterungen, denn der Generalstabschef der 25. I.T.D., Oberstleutnant Heller erschien wenige Augenblicke später auf unserem Beobachtungsstand, um das Gefecht, hinter einer dicken Steinmauer hockend, persönlich zu leiten.

Der Befehl zum Sturm war, wie man hinterher erzählte, den strategischen Querköpfen beim Korpskommando entsprungen und an die Division weitergegeben worden. Als hier bereits widerspruchslos alles zur Durchführung des Blödsinnigen veranlaßt worden und Oberstleutnant Heller ins Feuerbereich entsendet worden war, langte aus einem unbekanntem Grunde bei der Division der Widerruf des Sturmbefehles ein. Da noch keine telefonische Verbindung mit den Truppen bestand, wurde ein Ordonnanzoffizier der Division, Oberleutnant Redlich im Galopp auf unseren Beobachtungsstand zu Oberstleutnant Heller entsendet mit dem Befehl, diesen von dem Widerruf in Kenntnis zu setzen und sofort zur Division zurückzukehren und zu melden, was Oberstleutnant Heller auf Grund der geänderten Lage zu machen gedenke.

Ich stand auf dem Beobachtungsstand neben Heller, als Redlich mit dem Befehle eintraf. Oberstleutnant Heller war wütend und fluchte. „Ich kann den Sturm jetzt nicht mehr absagen und es fällt mir auch gar nicht ein!“ schrie er. „Auf meine Verantwortung wird gestürmt und Sie, Herr Oberleutnant, bleiben auf meinen Befehl hier und reiten, wenn Kotowice in unserem Besitze ist, mit mir zur Division

zurück!“ Dann ergriff er das Telephon und befahl den Kommandanten der beiden Infanteriebrigaden, aus denen damals die Division bestand, dem General Bolberitz und dem Obersten Severus, sofort mit dem Sturm beginnen zu lassen, obwohl er ihnen natürlich ebenso leicht den gegenteiligen Befehl hätte erteilen können.

Ein mörderisches Vorbereitungsfeuer unserer Batterien auf die russischen Stellungen begann, das aber, da wir nur über leichte Geschütze verfügten, ziemlich erfolglos bleiben mußte. Bald merkten wir an dem Schnellfeuer der russischen Batterien auf den Hang vor uns, daß unsere Infanterie die Gräben verlassen und die Tragödie ihren Anfang genommen hatte. Rechts von uns aber, wo der Blick ins Tal frei war, sahen wir auch schon die dunklen Schwarmlinien, die sich vom Schnee sehr gut abhoben. vorgehen, sahen die Schrapnelle über ihnen platzen und sahen wie schwarze Punkte im Schnee die Toten und Verwundeten hinter den vorgehenden Linien liegen bleiben. Kaum hatten die Truppen die Talsohle erreicht, begann ein rasendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer aus den russischen Gräben, die scheinbar weitaus stärker besetzt waren als man vermutet hatte, denn wir sahen die Russen in ihnen Kopf an Kopf stehen und feuern, während unsere Infanterie sich immer wieder niederwerfend und vorstürmend langsam an Boden gewann und die Schneefläche hinter ihr mit Toten und Verwundeten besät war. Oberstleutnant Heller wurde nervös. Plötzlich trat er von dem Fernrohr, durch das er immer nach seinem Siege Ausschau hielt, zurück. Er war leichenblaß. „Schau einmal durch“, sagte er zu mir, „da links hinter den Zehnerjägern (er meinte unser 10. Jägerbataillon) sind Russen!“ Ich blickte durch das Glas und sah deutsche Infanterie, die, um besser sehen zu können, aus ihren Gräben herausgestiegen waren. Und ich, der Kadettaspirant,

klärte den Generalstabschef über die Stellung der deutschen Truppen auf.

Als der Angriff begonnen hatte, war es zirka 2 Uhr nachmittags gewesen. Jetzt war es 4 Uhr und es wurde dunkel. Ausserdem begann es immer dichter zu schneien, so daß man überhaupt nichts mehr sehen konnte. Aus den lautlos sinkenden Flocken hörte man nur mehr fernes Geschrei und wüstes Infanteriefeuer. Oberstleutnant Heller ließ daraufhin an die beiden Brigaden telephonieren, daß der Angriff für heute wegen Dunkelheit und schlechter Witterung abgebrochen werde. Die Infanterie habe die erreichten Stellungen zu halten und morgen den Angriff fortzusetzen. Dann bestieg er sein Pferd und ritt mit Oberleutnant Redlich zum Abendessen zum Divisionskommando nach Mrzyglod, während draussen im Schnee die Toten, die Verwundeten und die Ueberlebenden lagen.

Gewehrfeuer brodelte, bald stärker, bald schwächer, die ganze Nacht durch den Schnee, der unaufhörlich fiel. Oberstleutnant Heller aber kam nie wieder. Morgens, als es licht wurde hörte es zu schneien auf und die Truppen, die sich in der Nacht leicht und nur mit geringen Verlusten hätten zurückziehen können, erhielten jetzt den Befehl, in die Ausgangsstellung zurückzukehren. Ein wildes Schnellfeuer der Russen, die jetzt natürlich alles genau sehen konnten, folgte ihnen und streckte noch hunderte von ihnen nieder, den die Vordersten waren bis auf 40 Schritte an die russischen Schützengräben herangekommen.

Vom Jägerbataillon 10, das die Gräben vor unserer Batterie inne hatte, kehrten von 1000 Mann 250 wieder. Die Verluste bei den anderen Bataillonen waren ähnlich. Oberstleutnant Ecckher, der Kommandant dieses Bataillons, ein grauhaariger Offizier, weinte vor uns allen, als er seine Mannschaft wieder sah, stürzte in den Unterstand des

Brigadiers General Bolberitz und nannte ihn vor seinem Adjutanten einen Trottel. Oberstleutnant Heller wurde strafweise als österreichischer Militärattaché nach Teheran versetzt. Die Verwundeten aber, die so nahe vor den russischen Linien lagen, daß sie nicht mehr geborgen werden konnten, bewegten sich, wie man durch das Fernrohr deutlich sehen konnte, noch einige Tage. Sobald sie erfroren und verdurstet waren, zogen ihnen die Russen bei Nacht die Uniformen aus und ließen sie in Hemd und Unterhose vor den Stellungen liegen. Der Schnee taute weg, dann fror es wieder. Und bis zu unserem Vormarsch an die Nida, der einen Monat später erfolgte, blieb das dunkle Vorfeld von Kotowice mit weißgekleideten Leichen gesprenkelt.

Als ich aber ein Jahr später auf Urlaub nach Wien kam, sah ich im Künstlerhaus ein Kolossalgemälde von Ludwig Koch: Das Siegen und Sterben der Zehnerjäger bei Kotowice. Das Publikum drängte sich vor dem Bilde und die Siebzehnjährigen, die bald zur Musterung kommen sollten, sagten „Ah!“ und schöpften aus dem patriotischen Gekleckse neue Begeisterung zum Tod fürs Vaterland, den verbrecherische Idioten mit Knopflochschmerzen zwischen Mittag- und Abendessen arrangieren.



ERDE.

Von der Erde redet Keiner,

Von tausend Schützengräben zerrissen,
Von Millionen Granaten getroffen,
Verwüstet, entheiligt, geschändet
Von den Kindern, denen sie Leben gespendet,
Steht in unerschütterlicher Liebe und Treue
Ihr Schutz doch immer wieder aufs neue
Allen, Freunden und Feinden, offen.

Brudermörderisch vergossenes Blut muß sie trinken
Und doch läßt sie im tiefsten Schmerz den Mut nicht
sinken:

Immer aufs neue vergibt sie uns unsere Schuld,
Immer aufs neue zeigt sie uns Ihre Geduld;
Statt, verzweifelnd daran, uns je zur Einsicht zu
bringen,
Sich zu öffnen und Alle mit Haut und Haar zu ver-
schlingen.

Mit ihrem Leibe deckt sie uns vor dem Tode.
Aus ihrer Tiefe quellen für Alle die Brote.
Schmerzen leidet sie für uns und duldet Wunden.
Tausende haben in ihr Wärme und Wohnung gefun-
den.

Und wenn einem dennoch das Sterben beschieden,
Schenkt sie ihm Frieden . . .

Ohne sie lebte von uns, die wir kämpfen müssen,
nicht Einer.
Aber von ihr redet Keiner.

(1914)

NACHTWACHE.

Wie still ists heut' Nacht an der Front!
Am Himmel schwimmt der halbe Mond.
Hell glänzen neben ihm zwei Stern;
Mein Mäd'el hatte die so gern,
Mein Mäd'el . . .
„Du“ flüstert' sie und küßte mich,
„Die hab'n sich lieb wie Du und ich!“
's war Frieden. Ach, Frieden . . .

Ich geh im Graben ab und zu.
Die Kameraden sind zur Ruh.
Im lehmgegrabnen Höhlenschacht
Genießen sie das Glück der Nacht
Und wissen nichts von Wirklichkeit.
Nur die Gewehre stehn bereit.
Wie Spielzeug stehn sie an der Wand
Aus fernem, sel'gem Kinderland
Und schweigen. Ach, schweigen . . .

Im Mondlicht glänzt und gluckst der Fluß
Und drüben liegt der „Feind“, der Russ'.
Auch dort stehn Wälder, schwarz und still,
Auch dort zirpt aus dem Feld die Grill',
Sie zirpt wie die bei uns im Feld
Und doch aus einer andern Welt.

Schon säumt die Wolken lichter Schein.
Der Wind weht kühl bis ins Gebein.
Pack— Pum! — Der erste Flintenschuß!
Zsss! pfeift vorbei der Morgengruß
Ins Leere.
Ein Kuckuck ruft. Der Lerchen Chor
Steigt aus dem Feld zum Licht empor
Mit Singen. Ach, Singen . . .

(1915)

DIE LEERE HÜLSE.

Bei unserm Landsturm im Schützengraben,
Wo die Leute schon grauliche Bärte haben,
Steht oben auf einem Gewehrgestell
Eine leere Hülse von einem Schrapnell.
So wie sie vom Feind kam herübergflogen
Mit Heulen und Zischen und fuhr in den Boden
(Ein wenig Erde klebt jetzt ihr noch an)
So steht sie und sieht mich ganz sonderbar an:
Denn aus ihrem Munde da quillt hervor
Statt Tod und Verderben von Blumen ein Chor:
Steinnelken, Bocksbart und Löwenzahn,
Hahnenfuß, Wicken und Baldrian,
Margueriten und Wiesensalbei.
Ja, eine Distel steckt auch dabei.

Ich kann die Hülse so gut verstehn,
Wenn sie dreinsieht, als wüßt' sie nicht, wie ihr ge-
schehn:
Da hat man sie irgendwo im russischen Land
Aus Stahl gedreht und mit kupfernem Band
Umgeben, gefüllt sie mit Pulver und Blei,
Auch einen Züder gab man ihr bei,
Und jeder Kniff, den sie an sich getragen,
Hatte einzig den Zweck, recht viel zu erschlagen.
Doch als sie nun endlich ihr Ziel fast erreicht
Und heulend kam durch die Lüfte gekeucht,
Sprang der, dem es galt, in den Graben hinweg
Und wütend zersprang sie und fiel in den Dreck,
Ganz heiß noch von Haß und ohnmächtiger Wut.

Da nahten zwei Hände und die waren gut,
Hände, schwielig von Arbeit und Regen,
Händ', die in Vaterliebe gelegen
Auf Kinderscheiteln, hold und licht,
Die gestreichelt manch blasses Kindergesicht
Am Tage des Abschieds. Die putzten sie blank,
Befühlten von allen Seiten sie lang,
Trugen sie weiter als einen Schatz,
Stellten im Graben sie an ihren Platz
Und schoben voll kindlicher Lust einen Strauß
Im Kriege gepflückt, wie einst sonntags zuhaus
Ihr in den staunend offenen Mund.

Da geschah ein Wunder zur selben Stund:
Denn die Hülse, bestimmt zum Vergießen von Blut,
Fühlte auf einmal wie Liebe tut.

(1916)



DIE LEEREN HÜLSEN.

Die Meldung kam: Nachtangriff steht bevor;
Die Russen beten drüben schon im Chor . . .

Da begann ein Hasten und Laufen im Graben.
Die meisten Patronen will jeder haben
Und stapelt in Häufchen sie neben sich auf.
Handgranaten verteilt man zu Hauf.
Das Maschinengewehr wird geschmiert und geprüft
Und von den Fingern der Männer trieft
Das schwarze Oel im Laternenschein.
Ein Artillerist flucht ins Telephon hinein,
Die Scheinwerfer beginnen mit Zischen zu brennen,
Doch sie blenden noch ab und sind nicht zu erken-
nen.

Dann wird es still. Von Läufen starrt
Der Graben. Alles horcht nur und harrt
Auf die, die mit fernem, dumpfsummendem Chor
Bereiten sich auf das Sterben vor.
Auf einmal ist alles Beten verstummt
Und von Mund gehts zu Mund: „Paß't obacht — er
kummt!“

Da öffnet der Scheinwerfer die Blenden mit Sausen;
Die Wolken erblitzen, die Lüfte erbrausen;
In bleichem, immerwährendem Reigen
Fallen die Leuchtraketen und steigen;
Miauend und heulend wie wütende Katzen
Pfeifen Schrapnelle und platzen und platzen;
Vom Widerhall dröhnen die fernsten Auen;
Wie Sonnenschein liegts in den Drahtverhauen;
Von Menschen wimmelt vor ihnen das Feld;
Eine kleine Kanone bellt und bellt;
Gewehrfeuer brodelt wie Wasser beim Kochen;
Dort stürzt einer nieder, dort kommt wer gekrochen;
„Hurra“ und „Vorwärts“ brüllen die einen.
Die anderen heulen, Verwundete weinen;
Und meckernd wie höllisches Hohngelächter
Rattern und rasen die Menschenschlächter
Ins Volle hinein: die Maschinengewehre . . .

Der Morgen dämmert. Stille und Leere.
Mit müden Schritten entsteigen dem Graben
Sanitätspatrouillen mit blutigen Tragen.
Sie suchen nach Leben und finden kaum Einen —
Viel' Augen im russischen Reich werden weinen . .

Und durch den Graben ziehn ebenfalls
Drei Männer mit Brotsäcken um den Hals.
Das Messing ist kostbar — sie reden kein Wort
Und bücken sich, sammelnd, immerfort
Nach Patronenhülsen, die leer geworden
Zu neuer Füllung für neues Morden. (1917)



URLAUBERGEDANKEN.

In der Heimat seh ich den Frühling blühen,
Seh in des Dorfes verschwiegenen Gassen
Zerrinnen den letzten Schnee, den nassen,
Und höre hoch in den Wipfeln der Fichten
Die Amsel ihr erstes Lenzlied dichten,
Seh unsäglich ergrünen den Heckenzaun
Des Gärtleins und unseren Pfirsichbaum
Erglühen von Blüten im wärmenden Licht . . .

Wo bin ich, wenn man die Früchte bricht?

Noch immer ists Krieg. Und wieder hinaus
In den längst schon zum Ekel gewordenen Graus!
Und wieder das Harren Tag für Tag
Ob nicht ein Wunder geschehen mag!
Und der ewigen Frage brennende Not:
Kommt eher der Frieden? Kommt eher der Tod?

Auch ich bin ein Baum noch in Blüten und Licht:
Erleb ich die Früchte? Erleb ich sie nicht?

(1918)



WOZU?

(Aus einer im Sommer 1918 entstandenen Novelle.)

Die große Halle des Südbahnhofes sumgte und brodelte von einer sich drängenden und stoßenden, durcheinander redenden und rufenden Menge. Lange Reihen geduldig wartender Menschen hatten sich vor den Kassen angestellt, Offiziere mit ihren, ihnen noch das Geleite gebenden Frauen, Müttern, Bräuten und Freundinnen, vom Urlaub zurückkehrende Soldaten mit Rucksäcken, die von der für die Reise mitgenommenen reichlichen Wegzehrung dick angeschwollen waren, Schwestern des Roten Kreuzes, weibliche Hilfskräfte für die Armee im Felde und wenige Zivilisten, alle bildeten einen sich bewegenden, dunklen, undurchdringlichen Menschenknäuel aus dem nur die blanken Bajonettspitzen der zur Aufrechterhaltung der Ordnung berufenen Posten hervorragten.

Mit Mühe hatte sich Richter einen Platz im Offizierswagen des nach Conegliano fahrenden Urlaubserschnellzuges erobert und mit einem Rucksack, den ihm sein Diener rasch beim Fenster hereingereicht hatte, belegt.

Nun waren noch zehn Minuten bis zum Abgang des Zuges und er ging mit seiner Frau, die ihn begleitet hatte, vor den Wagen auf und ab.

Es war nicht eigentlich Schmerz, was er empfand. Eine dumpfe Gefühllosigkeit, die sein Inneres lähmte, hinderte ihn, all das Weh, das der Abschied

für ihn bedeutete, klar zu erfassen. Er wußte, daß das alles erst später, wenn er allein sein würde, mit Gewalt über sein im Grunde verwöhntes und liebebedürftiges Herz kommen werde. Er wußte, daß er dann mit unendlicher Sehnsucht diese letzten Minuten, die ihm noch in der Nähe seines Weibes vergönnt waren, herbeiwünschen werde, diese Minuten, mit denen er jetzt nichts anzufangen wußte. Er wollte ihr das alles sagen und erklären, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er drückte nur schweigend ihren Arm, der in warmer, zärtlicher Traurigkeit in dem seinen lag, an sich, sah ihr in die geliebten braunen Augen und ins Gesicht, das ein schmerzliches und starres Lächeln verzog und warf ab und zu einen scheuen Blick nach der großen Bahnhofsuhr, deren Zeiger ungerührt von Minute zu Minute dem Abschiedspunkte um ein Stück näher sprang. Dann betrachtete er wieder beinahe gedankenlos die anderen Pärchen, die auch noch vor dem Zuge auf- und abwanderten und starrte die Gepäckträger an, in in weiß-blau gestreiften Kitteln, breiter Ledergurte unter den dicken Bäuchen, mit roten Gesichtern an ihm vorüberhasteten. Und er dachte im Augenblicke darüber nach, was diese Gurten wohl für einen Zweck haben könnten.

Ein heiserer Pfiff schrillte und eine allgemeine Bewegung entstand.

Er umfaßte seine Frau, er sah eine dicke Träne aus ihrem Auge treten. Er fühlte, wie sie ihn auf den Mund und beide Augen küßte. er wollte aufschreien, sich noch einmal gegen diese Gewalt, die ihn von ihr trennen wollte, empören, er wollte allen anderen Mitreisenden zurufen, daß sie nicht für Vaterland und Freiheit, sondern für einen lächerlichen Popanz hinauszögen, der sie alle in Knechtschaft halte, er wollte alles von sich werfen. sein Gepäck liegen lassen, seine Frau auf die Arme nehmen und mit ihr davoneilen. Aber nichts geschah. Ein Schaffner trat

an die Türe, schrie: „Bitte einsteigen!“, mechanisch taumelte er die Stufen zum Waggon empor und mit einem Knall flog die Türe hinter ihm zu. Und dann, er wußte selbst nicht wie, stand er am Wagenfenster und seine Frau sah zu ihm empor.

Eine Trompete blöckte stumpfsinnig. Langsam, langsam, er fühlte es kaum und doch so deutlich, begann der Waggon zu gleiten und sich in Bewegung zu setzen. Seine Frau reichte ihm nochmals die Hand, hielt sie fest und ging zuerst langsam und dann immer schneller neben dem Waggon einher. Und durch die Erschütterung des Gehens lösten sich die Tränen von ihren Wangen und tropften auf ihre hellbraune Jacke, wo sie große, dunkle Flecken hinterließen. Noch einmal umfaßte er, als wollte er sich alles genau einprägen, mit den Blicken grenzenloser Liebe ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Schuhe, ihr Kleid und ihren Hut. O ihren Hut! Er erinnerte sich daran, daß sie sich diesen Hut nur deshalb gekauft hatte, weil sie wußte, daß er solche Hüte liebe und weil sie ihm gefallen wollte. Wozu hat sie jetzt diesen Hut, wenn ich fort bin? Wozu? fragte er sich. Und dieser törichte Gedanke rührte ihn so, daß ihm das Wasser in die Augen stieg.

Allmählich wurde die Fahrt schneller. Sie konnte nicht mehr mitkommen, mußte seine Hand loslassen und blieb stehen. Das Band, das ihre Herzen verknüpfte, dehnte sich mit der wachsenden Entfernung immer mehr und ebenso dehnten sich auch die Bänder, die die Herzen aller Abreisenden mit denen ihrer zurückbleibenden Frauen verbanden. Und endlich rissen alle diese Bänder und Tüchlein flatterten wie ihre plötzlich sichtbar gewordenen abgerissenen beiden Enden in den Händen der nun völlig Getrennten, in jenen Händen, die einander eben noch gestreichelt und gedrückt hatten.

Der Wagen rollte ins Freie. Licht blendete und Richter sah die Gestalt seiner Frau mit dem Dunkel

im Bauche der Bahnhofshalle verschwimmen und verschwinden. Aber ihr Tüchlein behielt er fest im Auge, um es nicht zu verlieren. Er sah es noch eine Zeit lang, wie es wehte, flatterte und auf und niederhüpfte wie im Schmerz.

Eine rußige Waggonreihe verschlang alles.

* * *

Immer rascher wurde die Fahrt, Rasselnd und knatternd durchsauste der Zug die kleinen, südlich von Wien gelegenen Stationen Meidling, Hezendorf und Liesing.

Richter hatte seinen Rucksack vom Sitze in das Gepäcksnetz emporgehoben und Platz genommen. Um sich ein wenig zu zerstreuen, sah er nach seinen fünf Reisegefährten, mit denen er nun 18 Stunden im selben Kupee zubringen sollte. Sie saßen alle hinter den Abendblättern vergraben, lasen die blödsinnigen Siegesnachrichten und von ihren Gesichtern war nicht viel zu sehen. Nur ein Militärbeamter, dick wie ein schlachtreifes Schwein, schien kein Interesse an den erhabenen Weltvorgängen zu nehmen. Er hatte aus einem fettigen Papier Wurst und Brot ausgepackt und begann die Reise mit Essen.

Richter wandte den Kopf und blickte zum Fenster hinaus. Baumreihen, Weingärten und Felder drehten sich vorüber, ratternd flog ein Haus vorbei und dann wieder Baumreihen, Felder und Weingärten, im immer gleichen drehenden Tanze. „Wo wird sie nun sein?“ dachte er. „Hat sie auf der überfüllten Straßenbahn einen Sitzplatz bekommen? Was wird sie fühlen, wenn sie die leere Wohnung betritt? Sie hat doch wenigstens den Buben, aber ich?“ Er betrachtete melancholisch das zweite Bahngleise, das für die Züge, die nach Wien führen, bestimmt war. Wann würde er über dieses Geleise wieder zurückfahren? Wer konnte das sagen! Es begann zu dämmern, der Schaffner kontrollierte die Karten und entzündete die Deckenlampe.

Im Abteil hatte sich ein Gespräch erhoben.

„Wie lange waren Herr Hauptmann auf Urlaub?“ tönte die piepsende Stimme eines Oberleutnants.

„Drei volle Monate!“ antwortete der Baß des Hauptmanns.

„Da muß es wohl sehr schwer sein, wieder hinaus zu gehen?“

„Sehr schwer“, seufzte der Hauptmann, „und obendrein ganz zwecklos. Jetzt haben sie drei Monate ohne mich Krieg geführt und es ist gegangen! Warum soll es nicht auch noch länger gehen?“

„Ja wenn das jeder sagen würde“, piepste es kichernd zurück, „dann wäre ja der ganze Krieg unmöglich!“

„Das wäre aber ein Malheur!“ knurrte der Hauptmann und begann umständlich sein Essen auszapacken.

Und angesteckt durch sein Beispiel nachtmahlten alle. Durch den Geruch des Essens wurde die Luft im Kupee noch fader, süßlicher und dicker, während draußen hinter dem Schneeberg in klarer, reiner, kühler Luft ein Abendrot verglomm.

* * *

Es war Nacht. Keuchend hatte der Zug die Semmeringhöhe erklommen, rauschend Tunnel um Tunnel durchfahren. Nun sauste er bergab nach Steiermark, gegen Bruck an der Mur.

Alle im Kupee schliefen. Die einen mit weit offenem Munde, die anderen den Kopf hinter dem Mantel versteckt. Das Licht war abgeblendet.

Richter fand keinen Schlaf. Er lehnte mit verkrümmten Beinen in der Fensterecke und dachte, eine Zigarette an der anderen ansteckend, über vieles nach.

Die ironischen Worte des Hauptmanns: „Das wäre aber ein Malheur!“ kamen ihm wieder zu

Sinn. Also auch andere dachten so wie er! Warum dachten nicht alle so? Man könnte dann den Zugführer zwingen, stehen zu bleiben und wieder zurückzufahren! Um drei Uhr wäre man wieder in Wien und um vier Uhr wäre er daheim. Der Krieg wäre aus! Seine Frau würde Augen machen!

„Blöde Ideen!“ sagte er zu sich selbst, schloß die Augen und horchte auf das Wanderlied des Zuges. „Immer weiter, immer weiter, immer weiter“, sangen die Räder. „Rrrasch, rrrasch, rrrasch!“, riefen sie und hopsten über die Weichen.

Und er dämmerte ein.

Als er erwachte, schlug sein Herz rasend gegen die Rippen. Was hatte er nur Furchtbares geträumt? Verwirrt fuhr er sich mit der Hand durch die Haare, die voll Schmutz und kleiner Kohlenstückchen waren. Wo war er? Der Zug stand. Das gedämpfte Licht brannte trübe, alle schliefen und der fette Militärbeamte schnarchte unerträglich in der dicken Luft, die das Kupee erfüllte.

„St. Veit an der Glan!“ rief draußen der Schaffner.

Richter öffnete das Fenster und blickte hinaus. Die Gebirgsluft war herrlich und kühl, die Sterne standen schön und gleichmütig wie immer am nächtlichen Himmel und die stehende Maschine vorne zischte leise unter Dampf.

Ein Pfiff ertönte, langsam setzte sich der Zug in Bewegung. „rrrasch, rrrasch, rrrasch rrrasch!“, brausten die Räder schon wieder über die außerhalb des Bahnhofes befindlichen Weichen und „Immer weiter immer weiter, immer weiter, immer weiter!“ sang der Zug eintönig sein Lied, dem Süden, dem Unbekannten entgegen

Richter mußte eine Station vor Conegliano aussteigen, da der Bahnhof von Conegliano seit einigen Tagen unter dem andauernden Feuer schwerer italienischer Geschütze stand. Auch hier zu dem klei-

nen verbrannten Bahnhof, bei dem er den Waggon verließ, war schon ab und zu einmal ein Schuß gegangen, wie an zwei großen Trichtern in der Erde neben der verrußten Mauer des Stationsgebäudes zu erkennen war. Er befand sich also schon innerhalb des Ertrages der feindlichen Artillerie. Was wollte er hier? Ein unangenehmes Gefühl der Scheu vor der Luft über seinem Kopfe, aus der jeden Augenblick ein Geschöß herabsausen konnte, bemächtigte sich seiner, ein Gefühl, das er früher nie gekannt hatte.

Von der Batterie wartete schon ein Wagen auf ihn. Ein ungefedertes Bauerngefährte aus hartem Holze, mit zwei infolge der üppigen ärarischen Futterration halb verhungerten Pferden bespannt. Das Gepäck wurde verstaut. Richter und sein Diener saßen auf, der ruthenische Kutscher, der schon lange bei der Batterie war, und nur grinste, als Richter ein paar Worte der Begrüßung an ihn richtete, ergriff Zügel und Peitsche und fort gings im Trab, rasselnd und polternd über die steinige italienische Reichsstraße.

Richter blickte um sich. So war er denn wieder an der Front. Altbekannte typische Bilder erweckten in ihm die Erinnerung an frühere Kriegszeit. An jedem Hause der schmutzigen Ortschaft, durch die sie eben fuhren, hing eine Tafel. „Telegraphen-Kompagnie“, „Kompagnie-Kommando“, „Proviandur des xten Regimentes“, „Stations-Kommando“. „Einquartieren und requirieren verboten!“ stand am Ortseingang zu lesen. Soldaten, weiß wie die Müllersknechte, wateten in der brennenden Nachmittagssonne durch den Staub der Dorfstraßen. Vor einem Hause stand eine Fahrküche, bei der eine lange Reihe von Leuten angestellt war, die mit stumpfen Gesichtern auf den Kaffee warteten.

Wenn Richters Wagen einen Augenblick stehen bleiben mußte, weil eine Kolonne von staubbedeck-

ten Trainfuhrwerken die Bahn versperrte, dann hörte er in der Ferne dumpf und grollend den Donner der Front. Dann zogen die Pferde wieder an und das gräßliche Rasseln des Wagens verschlang alles andere, selbst das Motorgeräusch der Flieger, die mit schwarzen Kreuzen auf den Tragflächen wie Giftgefäße aus einer Apotheke ihre Kreise durch die Luft zu ziehen schienen.

Italienische Eingeborene kamen, ihre Werkzeuge über die Schulter tragend, von Feldarbeit und Straßenbau heimkehrend, dem Wagen entgegen. Die Männer mit Vollbärten und Schlapphüten, dem bekannten Bild Giuseppe Verdis ähnlich, sahen zur Seite oder zu Boden, ohne daß ihre von Bärten umrahmten Gesichter irgend eine Gemütsbewegung erkennen ließen; die Frauen, groß, mit stolzen, schönen Zügen und römischen Profilen sahen Richter herausfordernd in die Augen.

Kriegsgefangene, in zerlumpten, schmutzigen Uniformen mit gequälten hungrigen Gesichtern klopften Steine und arbeiteten an der Straße. Infanterie zog müden Schrittes mit mürrischen Zügen ohne Lied zur Front, um andere Truppen abzulösen. Alle gingen gebeugt und schwer, als hätten sie außer ihren Rucksäcken noch eine zentnerschwere, unsichtbare Last zu tragen.

Richter kannte diese Last: es war der Krieg, der Krieg, der sie alle beugte und zu Boden drückte. Kein frohes Gesicht war zu sehen, kein Licht der Freude und Lebenslust brannte in diesen trüben und wie erloschenen Augen, von den Pferden angefangen, die mit jedem Schritte wohl ihrem jeweiligen Ziele, aber auch dem Tode durch Hunger und Auszehrung näher kamen, bis zu den Menschen, die stumpfsinnig und schicksalsergeben ihre Tage mehr überstanden als verlebten. ächzte alles unter dieser furchtbaren unabwälzbaren Last, mit der sie in schlaf-

losen Nächten haderten, die sie in der Tiefe ihres Herzens verfluchten.

Und über alledem lachte der reinste italienische Himmel, glänzte die heitere, Lebensfreude und Kraft spendende Sonne Homers. Buntbemalte Villen mit schönen, das Herz leichter schlagen machenden Verzierungen und freien südländischen Balkonen, auf denen in jeder Mondnacht eine Julia ihren Romeo hätte erwarten können, glänzten durch das Grün der Parklandschaft, schmale liebliche Pfade verloren sich zwischen den Spalieren der Weinstöcke, den Maulbeerbäumen und Maisanpflanzungen, als führten sie in die holden Heimlichkeiten eines Liebesgartens. Hohe, ernste, dunkle Cypressen, denen selbst diese Sonne kein Lächeln abgewinnen konnte, standen zu beiden Seiten eines schönen, alten Friedhofes, das Herz besänftigend und mehr einladend zu milder Ruhe und schweigendem Frieden, als warnend und mahnend an die Schrecken des Todes. An die gräßlichen Schrecken des Todes, die wohl eben jetzt dort herrschten, wo tausend Schritte seitwärts der Straße eine schwere Granate einschlug, schwarze Erde, Qualm und Rauch emporwerfend. Richter ekelte es maßlos bei diesem Anblicke und er wandte den Kopf zur Seite. Er atmete tief auf und sog die köstliche, mit dem Duft der Oleanderblüten gesättigte Luft ein, um das Gefühl des nahenden Erbrechens zu überwinden.

„Achtung!“ schrie eine Tafel am Wege, „Beginn der Gasgefahr-Zone! Gasmasken bereit halten!“

Zu Tode gerädert, mit stechenden Kopfschmerzen traf er nach zweistündiger Fahrt bei der Batterie ein.

* * *

Das altbekannte Leben an der Front begann wieder für Richter. Dieses Leben, das eigentlich aus

nichts anderem bestand als aus dem Warten auf Post, dem täglichen Hoffen, daß gerade einem selbst nichts geschehen werde und dem Zählen der Tage bis zum nächsten Urlaub.

Und doch war alles so anders, als ehemals an der russischen Front. Damals voll Ruhe und Gelassenheit den Zwischenfällen und Gefahren des Krieges gegenüber, war er jetzt nur mehr voll Nervosität und Unruhe. Fühlte er an Tagen der Stille, an Regentagen, die jede Gefechtstätigkeit behinderten, ein dreifaches Leben in sich, wenn er an sein geliebtes Weib und sein Kind dachte, so empfand er im Augenblicke, wo er Gefahr witterte, auch die Schrecken eines dreifachen Todes. Und er vermutete überall Gefahr. Seine überreizte Phantasie verwandelte ihm die größten Unwahrscheinlichkeiten in die möglichsten Ereignisse und es gab Tage, an denen er sich keinen Rat mehr wußte, weil er sämtliche italienischen Geschütze mit ihren schwarzen Schlünden auf sich gerichtet fühlte. Mit Entsetzen, Zorn und Scham bemerkte er diese Veränderung, die in ihm vorgegangen. Aber er wollte nicht mehr tapfer sein, er wußte nicht, wofür er kämpfen sollte, er fühlte nur mehr eines: er wollte nur leben, nichts weiter wie leben und mit Weib und Kind glücklich sein! Was Tapferkeit, was Feigheit! War das Tapferkeit, diese herdenmäßige Feigheit, die sich gegen den allgemeinen Irsinn nicht zu empören wagte? Dieses Morden für die Freiheit des Handels, dieses gegenseitige Abschlachten in einer wüsten Rauferei um industrielle „Absatzgebiete“?

Wie herrlich war das Leben und Atmen, wie wundervoll die Landschaft, wie unsäglich die Bläue des Himmels, das glänzende Grün und der berauschende Duft des Südens und die fernen schneeglitzernden Nadeln der Dolomiten! War ein unverbildetes Hirn überhaupt imstande, in dieser Umgebung den Gedanken des Todes zu denken? Wie lächer-

lich und armselig waren alle diese Maschinen, die die Menschen nur zu dem Zwecke erfunden hatten, zu morden und in dieses Sonnenland die dreckigen Rauchfahnen ihrer Granaten zu pflanzen!

Richter haßte schließlich alles, was mit Krieg und Vernichtung zusammenhing, aus tiefster Seele, ihn ekelte beim Anblick seiner eigenen Geschütze, er stellte überhaupt jedes Schießen bei seiner Batterie ein und war fest entschlossen, wenn man ihn fragte, rückhaltlos zu sagen, was er denke. Aufschäumen konnte er vor Zorn, wenn er hinter sich ein Maschinengewehr nach einer Scheibe schießen oder auf dem Übungsplatze Handgranaten explodieren hörte.

Am widerlichsten aber war ihm die benachbarte schwere Batterie, die fünfhundert Schritte rechts von seiner Batterie stand. Sie schoß den ganzen Tag. Sie störte als erste den Frieden eines noch durch Schießen ungeschändeten, von zarten Schleiern erfüllten Morgens, sie pulverte als letzte im wehmütigen Scheine des verglimmenden Abends. Ihre Kanonade erschütterte das Haus. Und obwohl ihre Stellung den Italienern bekannt war und Geschöß auf Geschöß von drüben zwischen ihre Geschütze fiel, knallte sie doch, verhüllt durch Ekrasitdampf, Dreck und Qualm, immer weiter, heldenhaft, wie ein böses altes Weib, das durch nichts zum Schweigen und zur Einsicht zu bringen ist.

Eine maßlose Erbitterung gegen sie erfüllte Richters Herz.

Nur mittags, wenn alles beim Essen war, herrschte bei ihr Ruhe. Und Richter benützte diese Ruhestunde. Dann saß er mit ruhig gewordenem Herzen im Freien im kühlen Schatten eines Maulbeerbaumes und schrieb nach Hause. Er schrieb nichts von der Gegenwart. Er träumte von Frieden und Zukunft und sein Gesicht verklärte ein Lächeln.

Dieselbe Sonne, die hinter den österreichischen Linien schien, schien auch hinter den italienischen in der Stellung der fünften Batterie des zweiten sizilianischen, schweren Artillerie-Regimentes aus Girgenti. Die gleichen Gräser wie drüben sproßten auch hier kümmerlich aus dem zertretenen Boden rund um die Geschütze, die gleichen Bäume, die Maulbeeren und Feigen trugen, bewegten auch hier im selben Windchen, das auch drüben wehte, ihre Blätter und rauschten leise in Mittagsschlaf das gleiche Rauschen.

Und die gleichen Menschen saßen, nur in anderen Uniformen steckend, vor einer Baracke um den Tisch und spielten schreiend Mōra.

Arnoldo und Antonio, zwei kleine schwarze Soldaten aus Sizilien, waren in Streit geraten.

„Verfluchter Hund!“ schrie Arnoldo, „du spielst falsch! Jetzt habe ichs gesehen!“

„Wer ist ein Hund? Wer spielt falsch? Du Schwein der Madonna!“ brüllte Antonio.

„Zahl gutwillig drei Lire, du Kerl!“ schrie Arnoldo und trat drohend auf ihn zu.

„Drei Lire!“ brüllte Antonio und die Stimme schnappte ihm über. Sein Gesicht war wutverzerrt und er griff nach dem Messer!

Ein Unteroffizier stürzte aus dem Telephonunterstand.

„Ruhe!“ rief er. „Zu den Geschützen! Es wird geschossen!“

Alles eilte an seine Plätze.

Kommandos wurden gerufen.

Der Kommandant der sizilianischen Batterie, Capitano Luchesi, saß vorne hinter dem Schützen-graben auf einem Baum und sah durch sein Fernrohr. Dieser widerlichen, immerfort schießenden österreichischen Batterie, die heute sogar während der Mittagspause keine Ruhe gab, wollte er einheizen.

Er wartete ungeduldig. „Maledetto Dio!“ schrie er ins Telephon hinein. „Was ist mit dem Schuß?“

Arnoldo und Antonio waren beide beim ersten Geschütz eingeteilt. Arnoldo hatte das Rohr zu richten, Antonio stand hinter ihm und hatte zu laden.

Das Geschütz war geladen und feuerbereit. Der Mann, der abzuziehen hatte, sah, die Hand am Abzughebel, nach der Telephonzelle und wartete auf den Schußbefehl. Arnoldo, die Hände an beiden Richtmaschinen, sah durchs Fernrohr und überprüfte noch einmal die Richtung. Dabei sagte er zu dem hinter ihm stehenden Antonio: „Und du wirst doch zahlen! Drei Lire schenk ich dir nicht!“

Kaum hörte das Antonio, so schlug er dem vor ihm Sitzenden wütend von rückwärts mit der Faust zwischen die Rippen. Fluchend drehte sich Arnoldo um, riß dabei an der Seitenrichtmaschine und das ganze Rohr wich nach rechts aus seiner Richtung. Er merkte es sofort mit Schrecken, vergaß seinen Zorn und wollte die alte Richtung wieder herstellen aber es war zu spät. Vom Telephon rief jemand: „Schuß!“ Der Schuß krachte und unaufhaltsam, gurgelnd, heulend und rauschend stieg das Geschloß in die Luft empor.

„Du Schwein, du Schwein, nun gehts daneben!“ schrie Arnoldo außer sich vor Wut. „Aber ich werde es dem Capitano melden!“ Und die beiden begannen sich zu prügeln.

Inzwischen stieg das Geschloß singend immer höher. Tief unter ihm lag die weiße Torrente des Piave und das grüne von Kanälen und Straßen durchschnittene Land. Langsam senkte sich seine Bahn, immer rascher, immer heulender wurde sein Flug. Aber die schwere Batterie, für die es bestimmt war, blieb links liegen. Unter ihm stand eine andere Batterie und hinter dieser an einem Tisch saß ein Mensch in Hemdärmeln und schrieb einen Brief . . .

Richter hörte das Geschoß schon hoch in den Lüften singen. Aber, da er dachte, es gelte wieder einmal rechts der schweren Batterie, die heute unleidlicher als je war, achtete er nicht weiter darauf. Dann hob er aber doch das Gesicht und horchte. Immer heulender, immer brüllender, stürzte es herunter und er empfand mit einem Male: das ging auf ihn zu! Er sprang auf, duckte sich, zog den Kopf zwischen die Schultern, schielte aufwärts und sein Gesicht verzerrte Todesangst. Und nun war es auch schon da und mit Donnerkrachen schlug es neben ihm ein. Aber er hörte nichts mehr davon und sah nichts. Eine Finsternis umgab ihn und in dieser sah er nur noch ein weißes Tüchlein wehen, flattern und auf und niederhüpfen. Eine ungeheure, unaufhalt-same fürchterliche Gewalt wirbelte ihn zu Boden, er fühlte etwas reißen, sich lösen, hinströmen und dann war alles dunkel und nichts mehr

* * *

Der schwarze Rauch der Granate verzog sich und verwehte zwischen den tiefgrünen Gebüschchen. Erde und Steine, die emporgeschleudert worden waren, kamen wieder herab und fielen raschelnd und plumpsend ins Gras. Zuletzt flatterte nur mehr ein Fetzen des Briefes hoch oben unter dem blaugoldenen, italienischen Sommerhimmel. Er fiel nach rechts, hielt inne, als ob er sich besinnen müsse, fiel nach links, hielt wieder inne und torkelte endlich, als sei ihm plötzlich alles klar geworden, wie trunken von Schmerz, haltlos, schwankend und eilig an die Brust der alliebenden Mutter Erde . . .



DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei
Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung
Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration,
Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei
Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.